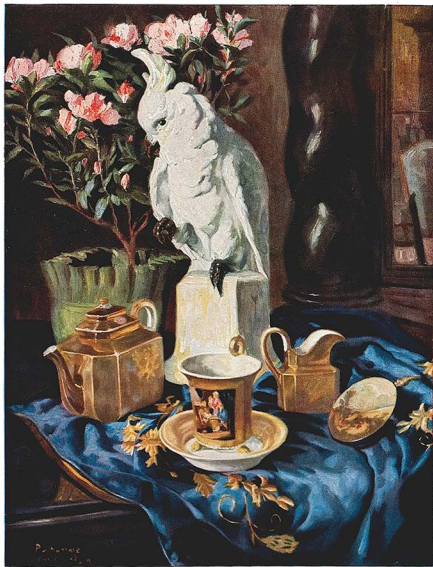


Postort: München

NUMMER 23 1937 PREIS 60 PFENNIG

# Jugend



„Stilleben“

P. v. Hamme

## Das Böse und das Gute

VON ODA SCHAEFER

Vor einigen Jahren verbrachte ich die Zeit vom Ende des Winters bis zum Frühsommer in einem ländlichen, schlesischen Gasthaus, einem Kretscham, wie es dort heißt. Das Gasthaus lag am Rande des Waldes, vom Dorfe durch Wiesen und Felder getrennt. Da sich im Dorf noch ein anderer Kretscham befand, kamen hierher die Bauern nur des Sonntags zum Tanz, in der Woche blieb alles leer und einsam.

Eines Tages, die Luft schwebte blau und leicht wie im Sommer, saßen Gäste unten in der Stube. Die Tochter des Wirts bediente hinter der Theke, sie schenkte Bier aus und goß Korn in die Feldflaschen, die ihr die Leute hinreichten. Sie kannte sie alle mit Namen und lachte mit ihnen, es waren Holzfäller, arme Häusler aus dem Dorf. In der Stube roch es scharf nach dem Ziegenkäse, den sie mit dem Taschenmesser in Würfel schnitten, und nach billigem Tabak, dessen beizender Rauch ihre Kleider verwittert zu haben schien. Einer von ihnen war sehr alt, Haut und Kleidung hatten die graubraune Farbe und die tiefen Falten der Baumrinde angenommen, nur der Bart und das wenige Kopfhaar flammten jung und rot wie ein Kainszeichen.

Die anderen ließen ihm keine Ruhe, sie stießen ihn an und in ihrem Spott klang die Rohheit derer, die Rache nehmen wollen. Rache an jemand, den sie bisher gefürchtet hatten. Dann brachen sie auf, draußen schnauten die klobigen Pferde und klirrten mit den Ketten. Ich fragte die Wirtstochter nach dem Mann. Es sei der Krusch-Hermann, sagte sie, der schlechteste Mensch aus dem Dorf, er ginge nie in die Kirche und zum Abendmahl und habe sein Lebenlang soviel Schnaps gesoffen, daß er sich mittags im Walde die Fliegenpilze koche und essa,

ohne sich zu vergiften. Aber in diesem Frühjahr sei er ganz verändert, alle hätten ihren Spaß daran, oft weine er und sage, er müsse sterben. Ja, ja, wenn ein böser Mensch plötzlich gut wird, dann ist der Tod nicht mehr weit — —

Am Nachmittag sah ich Krusch allein zurückkommen. Seine linke Hand steckte in einem Verband, einem blutgetränkten, schmutzigen Taschentuch. Zeigefinger und Mittelfinger fehlten ihm wie den meisten Holzfällern, jetzt hatte er sich den Daumen abgehauen. Er setzte sich auf die Stufen vor der Tür und verlangte einen Schnaps, seine Augen waren trübe und sein Blick verwirrt, er atmete schwer. Aus dem Gasthausgarten kam der Spitz gelaufen, er blieb vor dem Zaun stehen und wedelte. Da zuckte es widerlich und böse über das Gesicht des Alten, er griff einen Stein und warf ihn nach dem Hunde, wie er früher immer getan hatte. Der Hund kläffte und sprang zur Seite, doch plötzlich liefen dem Alten die Tränen aus den Augen und er rief jammern den Hund zu sich. Ich sah, wie das Tier nun wirklich erschrak und in einer Staubwolke davon rannte, wie Krusch sich weinend erheben wollte und wieder auf die Stufen fiel. Wir halfen ihm und brachten ihn in das Haus, dort legten wir ihn auf ein Sofa. Er ist nicht mehr aufgestanden.

Später am Tage ging ich in den Wald, die Fäller schlugen einige markierte Bäume, ihre Stimmen schallten kräftig, einige sangen, aber nur ein einziger fragte nach Krusch. Die toten, abgestorbenen Zweige der fallenden Stämme sanken rauschend in das sprießende Unterholz, die Sonne stand schräg und golden hinter dem zarten Grün des ersten Laubes.

## STUNDEN BEI NACHT

**Die Winde singen eine sanfte Weise  
Durch Busch und Wald. Die Welt ist schou und still.  
Der Mond, der durch die hohen Bäume wil,  
Wirft auf den Waldweg silberweiße Kreise  
In allen Blättern rauscht es weit und tief.  
Mein Blut, das immer mit den Winden lief  
Rauscht ruhos mit durch all' der Stunden Reise.**

Wilhelm Edward Gierke



Bauernhof

W. Dirnhöfer

## MAGDA HASSLER, Dr. rer. pol.

Von R. Köster

In heiterer Wehmut gedenke ich noch heute manchenmal meines ersten Abenteuers, das ich als neugebackener, nach Freiheit und Taten dürstender Student der Medizin in der Universitätsstadt B. erlebte. Ich hatte besorgte Eltern und eine noch weit besorgtere Verwandtschaft hinter mir gelassen und auch — wie sich das für diese Zeit gehörte — ein kleines, hübsches Mädchen, das Dorothea hieß, beim Abschied sehr traurig war und jeden dritten Tag einen ausführlichen Brief von mir verlangte.

Ich hatte mich rasch in die neuen Verhältnisse gefunden und mich daran gewöhnt, an bestimmten Abenden der Woche ein sehr behagliches und nettes Kaffeehaus aufzusuchen, das nicht weit von meiner Wohnung gelegen war. Sechs- oder siebenmal mochte ich dort gewesen sein, ohne daß sich etwas Aufregendes ereignet hätte. Wie erstaunte ich aber eines Abends, als ich beim Eintritt bemerkte, daß die Kellnerin, die mich sonst zu bedienen pflegte, nicht mehr da war, daß ein neues Mädchen an ihre Stelle getreten war und daß dieses Mädchen eine geradezu verblüffende Ähnlichkeit mit Dorothea aufwies. Ich erschrak sehr und befürchtete im ersten Augenblick romantische Wiederfindungsszenen, wie sie mir aus Romanen geläufig waren; auch hatte ich ein schlechtes Gewissen, weil ich nicht — wie versprochen — alle drei Tage geschrieben hatte. Aber das Mädchen war ganz in ihre Arbeit vertieft und kümmerte sich gar nicht um mich. Als sie dann wenig später an meinen Tisch trat und nach meinen Wünschen fragte, hatte ich mich soweit gefaßt,

daß ich ohne Stottern meine Worte herausbringen konnte. Nein, es war wirklich nicht Dorothea. Ich brauchte keine Angst zu haben. Ich beobachtete das Mädchen den ganzen Abend über und entdeckte dabei, daß sie sogar ein bißchen hübscher sein mochte als ihr fernes Ebenbild. Ich redete mir ein, daß eine solche Ähnlichkeit in Gestalt, Gesicht, Bewegung nicht zufällig sein könne, daß hier vielmehr eine Beziehung vorliegen müsse, eine nahe Verwandtschaft etwa, die aufzudecken nun mein ganzes Bestreben wurde. Aber da ich zu jener Zeit noch ein schüchternes, in solchen Dingen überaus unerfahrener junger Mann war, saß ich nun fast jeden Abend taten- und ruhelos auf meinem Stammpfad und überdachte meine Schlachtpläne. Denn um keinen Preis der Welt hätte ich mich dazu bewegen lassen, einfach zu dem Mädchen, das so graziös durch die Tische tänzelte, hinzugehen und sie um ihren Namen zu befragen. Eher hätte ich einen Riesen totgeschlagen. Ich überlegte hin und her, nichts schien mir gefahrlos. Schließlich, als ich nicht mehr ein noch aus wußte, rief ich Fritz zu Hilfe, einen Studenten, mit dem ich mich seit einiger Zeit angefreundet hatte, und vertraute ihm meine Kümernisse. Nun saßen wir beide Abend für Abend mit sorgenvollen Mienen in unserem Kaffeehaus, ent- und verwarfen einen Plan nach dem anderen oder brüteten schweigend über dem schwierigen Problem, bis das Mädchen, um das es sich handelte, mit nicht mißzuverstehendem Gepolter die Stühle auf die Tische stellte und bedeutsam mit den Augen winkte. Seuf-

zend erhoben wir uns dann und gingen nach Hause, wobei stets der eine dem anderen mit zündenden Worten seine Verachtung ins Gesicht zu schleudern pflegte.

Endlich riß meinem Freund Fritz der schon längst überdehnte Geduldsfaden.

„Georg!“ sagte er eines Abends, als wir wieder kummervoll vor unseren Tassen saßen, „Georg, ich wette, daß du es niemals herausbringst!“

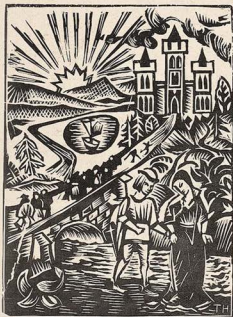
Ich erwiderte in gekränktem Stolz:

„Laß mich nur machen. Ich weiß auch jetzt, wie ich es anstelle. Ich brauche dich nicht einmal dazu. Ganz allein mache ich das.“

Fritz blinzelte nur, meinte höhnisch, dem Tüchtigen müsse man stets freie Bahn lassen und verschwand.

Täglich fragte er teilnahmsvoll bei mir an und um mich nicht zu blamieren, mußte nun tatsächlich etwas geschehen. Ich kam endlich auf folgende, wie mich dünkte, rettende Idee: Eines Abends, als ich wieder einmal unter Stuhlgepolter und Seitenblicken hinausgeschickt wurde, ließ ich absichtlich meine Geldbörse liegen, in die ich ein paar Groschen und zwei Theaterkarten gelegt hatte. Am nächsten Abend fragte ich so ganz nebenbei, ob eine Geldbörse gefunden worden sei? Ich mußte sie hier liegen gelassen haben, und sie sei mir insofern ganz wichtig, da sich Theaterkarten darin befänden. Mein Herz klopfte dabei bis zum Halse. Das Mädchen erwiderte, es sei allerdings eine Börse gefunden worden, doch bitte sie darum, ihr Farbe und Form recht genau anzugeben, damit sie auch sicher sein könne. Während sie das sagte, lächelte sie etwas sonderbar, wie mir schien. Als sie aber die Börse überreichte, fand ich doch den Mut — das war der Knalleffekt des In Szene gesetzten Börsenverlustes — ihr meinen Finderlohn anzubieten, und zwar in Gestalt einer Theaterkarte. Sie sah mich forschend an und zögerte, aber dann entschloß sie sich, sie nahm die Karte, dankte und versprach zu kommen.

Ich war glücklich. Natürlich lagen die beiden Plätze nebeneinander. Links von mir saß Fritz, der sich nichts entgehen lassen wollte, rechts meine schöne Unbekannte. Ich konnte kaum den



Aus der Keller-Legende: Th. Hochreiter  
Jungfrau und der Teufel

Abend der Vorstellung erwarten und war eine gute halbe Stunde vor Beginn an Ort und Stelle. Ich entsinne mich noch genau des Stückes, das gegeben wurde: es war Lohegrün. Fünf Minuten vor Beginn wurde ich ungeduldig; ich nahm Fritz, der sich unterdessen eingestellt hatte, mit mir und machte auf die Suche. Wir erwarteten selbstverständlich eine einfach gekleidete, sittsam-bescheidene Bürgerstochter zu treffen und wurden ordentlich blaß, als plötzlich im Garderobenzimmer vom Spiegel her eine Dame in großer Abendtoilette auf uns zuraschte und sich als die Kellnerin unseres Kaffeehauses entpuppte. Aber wir hätten gewünscht, in den Boden zu versinken, als unsere „große Dame“ nach der Begrüßung auf einmal im breitesten Sächsisch begann, uns ihre Freude über den geschenkten Platz zu bezeugen, wie sehr sie entzückt sei (sie sagte: entzückt!), mit uns zusammen diesen Abend zu verbringen. Dies alles sprach sie derart laut und lärmend, daß alle Menschen im Raum es hören mußten und auf uns aufmerksam wurden. Man sah zu unserer Gruppe hinüber; ich bemerkte, wie einige das Lachen kaum unterdrücken konnten. Fritz und ich blickten uns betreten an und wünschten uns am Ende der Welt. Zum Glück begann die Vorstellung, es klingelte, wir begaben uns auf unsere Plätze, so daß wenigstens dieses Unheil vorüberging. In den Pausen aber stellte unsere Dame so laute, dämliche Fregen über das Stück — auf kräftig Sächsisch natürlich —, daß es Fritz und mir heiß und kalt über den Rücken lief. Wir bemühten uns, möglichst einsame Ecken aufzusuchen, aber unsere Schöne zog uns immer laut plappernd zu den belebtesten Plätzen, in die Wandelhalle und die Gänge des ersten Ranges. Ich fühlte, wie man über uns sprach. Am liebsten wäre ich auf und davon gelaufen. Daß ich bei der bekannten Szene des Frageverbots einige sanfte Rippenstöße von Fritz erhielt, versteht sich.

Als die Vorstellung zu Ende war und wir draußen auf dem Platz standen, fiel mir ein Stein vom Herzen. Ich hoffte, daß sich unsere sächsische Dame nun verabschieden würde. Aber es kam noch toller. Natürlich wollte sie tanzen, und wir mußten mit, ausgerechnet in eines der vornehmsten und teuersten Lokale der Stadt. Was ich befürchtete, geschah: sie setzte, dort angekommen, ihr früheres Benehmen fort und betrug sich derart auffallend, daß es kaum zu schildern ist. Gegen zwei Uhr nachts äußerte sie endlich den Wunsch, nach Hause gehen zu wollen und gähnte dabei so laut und vernehmlich, daß sich alles nach uns umwandte. Ich holte ihren wundervollen, weißgrau schimmernden Pelzmantel, dann brachen wir auf. Der Weg zum Ausgang war ein Spießbratenlaufen.

Ob ich das, was nun draußen auf der Straße erfolgte, nur geträumt oder tatsächlich erlebt hatte, das zu entscheiden fiel mir einige Zeit schwer. Die sächsische Kellnerin und Dame nämlich trat an den Rand des Bürgersteiges, winkte mit der Rechten einem dunkelgrünen, blitzenden Cabriolet, wandte sich und hielt uns in bestem Hochdeutsch folgende Rede:

„Ich nehme an, meine Herren, daß Ihnen meine Anwesenheit heute gar nicht so erwünscht war, wie Sie sich das vielleicht vorgestellt hatten. Ich freue mich königlich, daß ich mich heute Abend im Namen aller Kaffeehausangestellten an denen gerichtet habe, die diesen Angestellten das Leben sauer machen, indem sie endlos des Nachts zu sitzen pflegen und nicht wanken und nicht weichen, als hätten sie Pech unterm — Sie verstehen mich! Und damit Sie ja auch wissen, mit wem Sie es zu tun gehabt haben, hier, meine Besuchskarte. Gute Nacht allerseits!“ Sprach's, stieg in das dunkelgrüne, blitzende Cabriolet und entwand.

Unsere Münder standen weit offen.

Auf feinstem holländisch Büttin stand in Antiqua:

MAGDA HASSLER  
Dr. rer. pol.

Ferdinand Haßler war Direktor und Besitzer eines der größten und bedeutendsten deutschen Hotelkonzerne.

Aber das erfuhren wir erst später auf einem Adressenbüro.

# FERNES ERINNERN

Von Lene Voigt

Die kleine Tischrunde war nach dem Abendessen ins Plaudern gekommen. Man hatte sich darauf geeinigt, daß jeder von seinem frühesten Kindheitserlebnis berichten sollte, dessen er sich noch heute lebhaft erinnern könne. Die Behauptung des Hausherrn, daß wohl das dritte Lebensjahr als das am weitesten zurückliegende angesehen werden muß, fand anhand der einzelnen Erfahrungen allgemeine Zustimmung.

Die Malerin Irmela war der Ehrengast des Abends und wurde daher gebeten, zu beginnen.

„Meine älteste Erinnerung knüpft sich an die erste Bekanntschaft mit der Nacht, die ich bis dahin stets verschlafen hatte, denn ich wurde gewissenhaft um sieben Uhr in mein Gitterbettchen gelegt. Einmal aber im April hatten mich meine Eltern zu einer Geburtstagsfeier mitgenommen, die uns nach einem weit entlegenen Vorort der Stadt führte. Dort verspäteten wir uns mit dem Aufbruch, so daß wir erst kurz vor Mitternacht der Pferdebahn entstiegen, die am Marktplatz unserer Stadt ihr Ziel hatte. Es war seinerzeit, vor rund fünfzig Jahren, selbst im Mittelpunkt der Stadt nur spärlicher Verkehr um diese späte Stunde. Darum wohl hat sich mir die beklemmende Stimmung auf dem weiten Platz, der die Tritte der wenigen nächtlichen Heimkehrer deutlich widerhallen ließ, so unauslöschlich eingepreßt. Teils empfand ich leises Gruseln, teils fühlte ich mich sehr wichtig, so spät noch außer dem Bettchen sein zu dürfen. Ganz besonders ergriff mich der mitternächtliche Stundenschlag vom Rathausurm, bei dem ich Vaters Hand noch fester als zuvor gefaßt haben soll. So geschah es, daß auch mein Vater sich dieser Mitternacht sein Lebtag lang zu entsinnen vermochte, denn mein kindliches Erschauern vor dem Ungewohnten teilte sich ihm als

nichtalltägliches Erlebnis mit. Er zeigte mir die wenigen noch erleuchteten Fenster im Umkreis und sagte, daß vielleicht kranke Menschen dahinter liegen mochten, die keinen Schlummer finden konnten. Diese Vorstellung ließ mein Kinderherz erst recht erbeben und mich mit scheuer Ehrfurcht nach den gelben Häuseraugen blicken. Überhaupt waren mir die Giebel der Bauten nie am Tage so hoch erschienen wie in dieser geheimnisvollen Aprilnacht. Ich hatte das Gefühl, als reckten sie sich dem Mondlicht entgegen, das fahl über die Dächer glitt.

Nacht — Nacht — Mitternacht! Das war mein frühestes Kindheitseindruck. Es tut mir fast leid, daß es unmöglich ist, den gleichen bangeren Zauber heute noch einmal heraufzubeschwören, weil ja unsere großen Bogenlampen über dem Marktplatz zu keiner Stunde mehr diese Spitzweg-Stimmung aufkommen ließen. Nur wenn mich mitunter nachts zwölf Glockenschläge von fernher vorübergehend wecken, dann ist es mir vergönnt, im Halbdämmer der Gedanken noch einmal das kleine dreijährige Mädchel zu sein, das fester Vaters Hand umschloß, die es schon längst nicht mehr drücken darf.“

Ein kurzes Schweigen aller ließ die zuletzt sehr leisen Worte der Malerin in den Versammelten nachschwingen.

Dann wurde Kurt, der Buchhändler, zum Berichten aufgefordert.

„Mein frühestes Erlebnis“, begann er in frischem Plauderton, „wird Sie weniger stimmungsvoll berühren. Doch es dürfte dafür rechte Heiterkeit erwecken, was schließlich auch nicht unerwünscht sein mag. Ich entstamme einer Musikantenfamilie, und so war es selbstverständlich, daß auch mein ältester Bruder Musik studierte. Als er sein erstes Waldhornsolo zu blasen hatte,



Holzsäger

Nach einem Holzschnitt von W. Geißler

ging die ganze Familie mit nach dem großen Konzertsaal, um in altem Künstleraberglauben die Daumen für gutes Gelingen zu halten. Wir alle hatten das Solo oft genug daheim gehört, denn mein Bruder übte es mit Inbrunst und Ausdauer. So war selbst mir Dreijährigem ganz genau bewußt, an welcher Stelle die Hauptschwierigkeit lag. Auch ich begriff, daß ein Umkippen um jeden Preis vermieden werden mußte, wollten wir mit unserem Ältesten Ehre einlegen. Ich weiß es noch heute, daß unsere gute Mutter um einen Schein blasser wurde, als sich die gefürchtete Musikstelle näherte, und daß unser Vater aufgeregt an seiner Künstlerschleife zerrte, die er nach damaliger Mode trug. Natürlich hielt er dabei beide Daumen hochgerecht, während ich Mutters Hände, die sie unter dem Tisch verborgen hatte, nicht beobachten konnte. Aber es war selbstverständlich, daß auch sie die Daumen hielt. Sie wollte es eben nur nicht so auffällig tun. Ganz anders meine beiden Schwestern und ich. Geradezu beschwörend reckten wir die glückzwingenden Fingerstellungen zu unserem großen Bruder hin, der uns denn auch mit einem lächelnden Seitenblick streifte, als der entscheidende Augenblick gekommen war.

Es verlief alles gut, und die Familie wagte wieder zu atmen, was wir bestimmt vor äußerster Spannung in den Angstsekunden versäumt hatten. Ich aber werde dieses gemeinsame Zittern um des Bruders erstes Solo nie im Leben vergessen können. Noch heute erwische ich mich mitunter dabei, daß ich während eines Waldhornvortrags im Theater oder Konzertsaal unwillkürlich an einer schwierigen Stelle die Daumen halten möchte."

„Tun Sie es nur ruhig“, riet man Kurt, und der Hausherr meinte lächelnd dazu: „Denn wenn es sonst wirklich mal geschehen sollte, daß der betreffende Solist umkippt, dann würden Sie sich bei Ihrem Gemüt die schwersten Vorwürfe machen.“

Als dritter und letzter Gast des Hauses gab nun noch Herrbert, der Baumeister, seine Kindheitsgeschichte zum besten. „Auch was ich zu berichten habe“, begann er, „umfaßt mehr Heiteres

als Ernstes, obgleich es mir damals unendlich tragisch vorgekommen sein mag. Meine älteste Schwester besuchte mit mir den Jahrmart unserer kleinen Stadt. Natürlich waren es vor allem die Spielzeughäuser, die mich Knirps fesselten, so daß wir vor einer solchen ganz besonders lang verweilten. Schließlich zog mich die Schwester aber doch mit sanfter Gewalt weiter. Als wir ein kleines Stück gegangen waren, rief sie plötzlich erschrocken aus: „Aber Junge, was hast du denn da mitgenommen?“ Sie wies nach meinem Mäntelchen, an dessen einem Knopf ein grasgrüner Frosch aus Stoff baumelte.

Entgeistert starrten wir uns an, trotz der beiderseitigen Unschuld erlebend. Denn selbstverständlich hatte ich den kleinen Gegenstand nicht etwa geklaut, sondern sein Aufhängefädchen, mit dem er am Rand der Spielzeughäuser befestigt war, mußte sich in meinem Mantelknopf verfangen haben, weil ich allzu nah an die Herrlichkeiten herangetreten war. Auf die Art hatte ich nichtsahnend den Grasgrünen davongetragen.

Natürlich gingen wir sogleich nach der Bude zurück und Schwesterlein entschuldigte höflich das Mißgeschick. Wahrscheinlich aber sah uns beiden noch immer der Schreck aus den Mienen, denn ich durfte als Entschädigung für die ausgestandene Angst das Fröschlein behalten. Meine Schwester nennt mich bis auf den heutigen Tag zuweilen noch scherzhaft Froschräuber, was ich mir als Erinnerung an den ersten großen Schreck meines Lebens lächelnd gefallen lasse."

„So war es also in allen drei Fällen das Gefühl des Bangenseins, das diese unvergeßlichen Kindheitseindrücke auslöste“, urteilte abschließend der Hausherr. „Das Bangen vor der geheimnisvollen Nacht, vor dem Mißlingenkönnen des Solos und um den wohl erst halberahnten Diebstahlsverdacht. Nun, wie dem auch sei, keiner von Ihnen wird diese kleinen Erinnerungen jemals missen mögen.“

„Ganz gewiß nicht“, versicherte der „Froschräuber“, und die beiden anderen nickten ihm beistimmend zu.

## W I N D N A C H T

Der Wind hängt wie ein großes Spinnentier am Haus —  
Ein Scheunenriegel ächzt, der lang im Roste lag — —  
Im Glockenstuhl erschreckt ein Spuk den Uhrenschlag:  
Vor einem Jahr brach um Glock drei das große Feuer aus!

Die Leute sitzen noch mit bangen Augen wach:  
Es ist nicht gut, sich solchen Nächten schlafend hinzugeben.  
Das Kerzenlicht lebt an der Wand ein sinnlos Leben — —  
Vielleicht steckt schon der Funke unterm Dach!

Der Hund schleicht witternd nach der Tür auf krummen Zehen,  
Vom Fluß herauf ertönt ein ferner Schrei: — —  
Jetzt geht der Tausendjährige an Haus und Stall vorbei,  
Den nur die Tiere und die stillen Wälder sehen. — — —

Erich Heller



Studie

Hermann

# ZWILLINGIADE

Von Wilhelm Dietl

Die Zwillinge Lia und Ria waren von so großer Schönheit, daß, wer eines der Mädchen sah, sofort ganz trunken wurde von dem zaubernden Anblick, wer jedoch beide zu gleicher Zeit schauen konnte, betrunken zu sein und doppelt zu sehen glaubte, so sehr glichen sie sich, nicht nur im Gesichte und in der Kleidung, nein, auch in der Haltung, in den Bewegungen, wie sie beim Schreiten die Füße vorsetzten, sich in den Hüften wiegten und die Augen auf- oder niederschlugen.

Eines Tages nun, eines schönen Tages sogar, als sie gerade lustwandelnderweise in einem Parke sich ergingen, begegneten ihnen zwei Herren, die ihre Mädchenherzen sofort höher schlagen ließen. Die Herren waren beide gleichmäßig angezogen, von gleicher Größe und gleichem Alter, auch im Gesichte keiner vom anderen zu unterscheiden, kurz, auch diese Herren waren Zwillinge und hießen Bobby und Robby.

Und Bobby und Robby die Mädchen sehen und sich ebenfalls sofort in sie verlieben, war eins. Und kehrt machen und hinter den lustwandelnden Mädchen einhergehen, in ihren Spuren und errötend, war wieder eins.

Und die Folge jener damaligen Verfolgung?

Die Folge war ein paarweises Antreten vor dem Standesamte. Der Standesbeamte, ein älterer Herr, der mit Kalk zu tun hatte, erklärte beim Anblick der Brautpaare mit versagender Stimme, so etwas noch nicht erlebt zu haben und sank um. In der hierauf eingetretenen Verwirrung begab es sich nun, daß Lia und Bobby, und Ria und Robby, die glücklich eng aneinandergestanden hatten, wieder auseinanderkamen, und als der Stellvertreter des mit Wiederbeleibungsversuchen traktierten älteren Herrn zur amtlichen Handlung schritt, schmiegte sich Lia an Robby, und Ria an Bobby an, in der Meinung, daß Robby Bobby und Bobby Robby wäre.

Robby und Bobby aber genossen die Zärtlichkeit in dem Glauben, Ria wäre Lia und Lia Ria.

Getraut wurden also nach den Papieren Lia mit Bobby und Ria mit Robby, das Amt aber verließen Arm in Arm Lia mit Robby und Ria mit Bobby.

Nach dem in einem Hotel eingenommenen Mittagmahle begab man sich, schon reisefertig angezogen, alsbald zum Bahnhof, um sechs Wochen in das Paradies zu fahren. Im Paradiese nannte man sich aber nicht etwa Lia und Bobby oder Ria und Robby, nein, man sagte „Herzchen“ und „Männchen“, denn man genoß vorschrittsmäßige Flitterwochen ohne Streit und Zank. Und so wurde der Irrtum auch nicht entdeckt.

Als aber schließlich die köstliche Zeit verstrichen war und bürgerliche Pflichten die Eheleute wieder nach Hause riefen und Lia zu Bobbys und Ria zu Robbys trautes Heim zurückzukehren meinten, kam die Verwechslung auf. Doch nun war es zu spät, denn einige Tage vorher hatten die jungen Frauen in die überrascht aufhorchenden männlichen Ohren etwas von kommenden Nachkommen geflüstert. Nun aber war die Sache die, daß Lia und Robby und Ria und Bobby nicht miteinander verheiratet waren, aber bereits sechs Wochen in ehelicher Gemeinschaft gelebt hatten und nun mit Rücksicht auf das obenerwähnte Flüstergespräch und auch aus moralischen Gründen weiter zu leben beschlossen. (Staatsanwälte an die Front.)

Das Resultat jenes Flüstergespräches aber waren auf beiden Seiten Mädchen, die merkwürdigerweise eine so große Ähnlichkeit aufwiesen, daß sie nebeneinander betrachtet, ohne weiteres als Zwillinge gelten konnten. Schließlich aber waren sie ja auch, sicher zufolge einer Zwangsläufigkeit gleicher Entschlüsse, die bei Zwillingsseltenpaaren vorkommen mag, am gleichen Tage und zur gleichen Stunde geboren worden. Und da ja ein Elternpaar dem anderen aufs Haar glich, brauchten sich auch die Kinder durch nichts voneinander zu unterscheiden.



Kinderstudie

W. Dirnhöfer

Einige Monate später erschien dann Kindermädchen, die wiederum eines schönen Tages die Säuglinge im sonnigen Stadtpark in Zwillingskinderwägen spazieren führen. Als nun aber die Kindermädchen, von einem Eiskiosk sich angezogen fühlend, das kleine, in einer Waffelschale aufgebaute Eisgebirge mit gierigem Zünglein eifrig abzutragen sich anschickten, tauchten zwei Buben auf, ein Max und ein Moritz, die beim Anblick der Kinderwägen sich gefaßt ansahen, zunichten und plötzlich mit verschmitzten Wilhelm Busch-Bubengensichtern verstoßen die Wägen an den Plätzen auswechselten.

Der Austausch der Zwillingskinderwägen blieb nicht nur von den Kindermädchen, sondern auch im Hause Bobby und Robby unbemerkt, so daß also aus den unehelichen Kindern rechtmäßiger Eltern eheliche Kinder unrechtmäßiger Eltern geworden wären.

# MARGARETE

Von Wilhelm Dietl

Sie gingen schweigend, langsamen, zögernden Schrittes. Gaslaternen brannten trübe wie Totenkammerlichter. Der Mond hing in einem grauschwarzen Gewölk, über Golgatha, der Silhouette einer Kreuzigungsgruppe hinter einer Friedhofsmauer. Das welke Laub auf dem Wege hatte ein Herbstwind von den Bäumen getragen, die neben der Mauer hinliefen. Als dieses Laub erblühte, war die Liebe zu Margarete gekommen, und nun als es starb, ging sie wieder. Die Flügel einer engelhaften Marmorjungfrau leuchteten. Die ausgebreiteten weißen Arme sprachen von Ruhe. Die Ruhe lag jenseits der Mauer. Eine rote Backsteinziegelmauer ist die Grenze zwischen Leben und Tod. Der Tod hat weiße Flügel, ein sanftes Gesicht und weiche Lippen, die keine bitteren Worte sprechen. Das welke Laub unter den Füßen sprach sie. Der Mann neben ihr hatte sie gesprochen, und das welke Laub sprach sie nach. Daß er heute Nacht noch abreisen müsse... Daß er die Stelle als Assistentenrat in der kleinen Stadt sofort anzutreten habe. Daß für das Kind gesorgt sei. Er habe mit seinem Vater gesprochen. Das Geld sei bereits auf einer Bank angelegt. Aber er könne nicht glücklich werden, wenn er wisse, daß sie unglücklich sei, Sie müsse verstehen, einsehen, daß er die Wahl habe zwischen seinen Eltern und ihr. Die Eltern hätten eine andere für ihn bestimmt. Es sei ihr Herzens-, ihr Lebenswunsch. Wie viele Male, wie unendlich viele Male käme das im Leben vor. Sie dürfe ihm glauben, er leide nicht weniger darunter als sie.

Das Rauschen des Laubes wurde zur Qual. Margarete trat dichter an die Mauer heran, wo der Weg frei von Blättern lag, wo sie näher zwischen Tod und Leben, näher dem Frieden war.

Manchmal sprach der Mann neben ihr ein Wort. Ein Wort das einsam von seinen Lippen flatterte, zwischen ihr und ihm schwankte, bis es der Wind zerbrach, der neues Laub von den Bäumen blies und das alte auf dem Boden vor sie hertrieb.

Dann waren sie über die Straße schreitend zu einer Kirche gekommen und in eine Seitennische des Portals getreten. Er legte die Hände auf ihre Schultern, ihre Stirn ruhte auf seiner Brust. Er blickte auf ihr Haar, auf das blonde Haar, das in der Mitte gescheitelt, sich hinten verknotete. Ein kräftiger warmer Geruch entstieg ihm. Er mußte an reife Ährenfelder denken, an gesegnete Erde, an Mutter Erde, an den gesegneten mütterlichen Schoß unter ihm. Er beugte sich tief auf dieses Haar nieder und dann setzte er seine Lippen zu einem Kusse auf.

Die Kirchenglocke fing zu schwingen an. Sie hing offen im Turm. Die Schläge schritten die Zeit ab. Die Stunde war da. Margarete fing zu zittern an, sie klammerte sich an ihn. Ihre Lippen flüsterten etwas. Er verstand es nicht.

Sie mußten heim. Eine Blumenfrau, die aus einem Lokal kam, kreuzte ihren Weg. Er nahm ihr soviel Blumen ab, wie eine Hand zu fassen vermochte. Über das alte, verwitterte Gesicht der Frau wehte ein Lächeln. „Wer Blumen schenkt, ist gut, Fräulein“, sagte sie, „ist gut und treu.“

Vor ihrer Haustür nahmen sie Abschied. Sie lächelten beide ein starres Lächeln mit starren Lippen. Und dann ging er.

Er wußte, daß sie ihm nachsah. Er wollte umsehen, aber er tat es doch nicht. In einer halben Stunde ging sein Zug. Vor der Abfahrt wollte er noch Schnaps trinken. Ein, zwei, drei Glas wollte er hinunterstürzen, besoffen wollte er sich machen.

Er hörte den dumpfen Knall einer Haustüre, die ins Schloß fällt. — Margarete schlich die Treppen hinan. Im ersten Stocke blieb sie stehen, umklammerte mit beiden Händen das Geländer, sank auf eine Stufe. Sie war entschlossen, hier die Nacht zu verbringen. Als aber unten im Hausflur Tritte aufklirrten und das Licht ansprang, erhob sie sich doch und flüchtete wie von Ängsten getrieben in ihr Zimmer. Sie bewohnte es allein, die

Möbeln hatte sie von ihren verstorbenen Eltern. Es war schlicht und nett, wie es sich für ein Nähmädchen geziemt. Das Licht drehte sie nicht an, sie hatte Mondlicht und das genügte. Sie entkleidete sich langsam mit müden Bewegungen und ward sich dieser Tätigkeit kaum bewußt. Der Rock entglitt ihren Händen und lag im Kreis um ihre Füße. Sie stand reglos, die Fingerspitzen an die Schläfen gepreßt. Sie blickte zum offenen Fenster hin, in das bleiche, große Gesicht am Himmel. Es hatte ihr immer nett und freundlich zugelächelt in den Sommernächten, und nun schien es mit einem Male abweisend, kalt und fremd. Es begann sie zu frösteln. Sie stieg ins Bett, legte sich auf den Rücken, faltete die Hände um den hohen Leib. Unbeweglich lag sie, die Augen weit und starr. Sie sah eine engelhafte Gestalt, die mit ausgebreiteten Armen eine segnende Gebärde schuf. Die Gebärde streckte sich über Gerechte und Ungerechte. Sie würde zu den Ungerechten zählen, zu den Gefallenen, wenn am letzten Tage alles aus den Gräbern stieg. Für ihn aber, für den Assistentenrat Kurt Renken würde es ein Schmerz sein, wenn er alles erführe. Mit Groll und Bitterkeit würde er an sie denken, daß sie das getan. Aber am Totentage würde er doch zu ihr kommen und Blumen auf ihr Grab legen, herbstliche Blumen in treuem Gedenken. Sie stieß die Bettedecke an den aufschluchzenden Mund.

Über ihr an der Wand hing eine Stoffpuppe, die sie in einer heiteren Stunde einmal angefertigt. Sie nahm sie herab, legte sie an ihre Brust, zärtlich und scheu, als könne das jemand sehen, zog die Bettedecke über sich und küßte das verschrumpte Gesicht mit den Stecknadelaugen. Dann aber brach es aus ihr hervor, ein wildes Heulen mit zerrissenen Schreien war es. Und das tränennasse Gesicht in ein Kopfkissen vergraben, wimmerte sie noch in sich hinein, und die Schultern zuckten, der ganze Körper bebte vor Schmerz. Erschöpft schlief sie ein.

Am anderen Morgen stand ihr Entschluß fest. Sie kleidete sich eilig an und packte einen kleinen Koffer. An der Tür, die Klinke schon in der Hand, wandte sie sich noch einmal um, das Gesicht plötzlich alt und grau. Eine kleine Weile, dann belebten sich ihre Züge wieder, und ihr Blick traf die Puppe, die auf dem Bettkissen lag, wie ein kleiner Mensch. Impulsiv öffnete sie noch einmal den Koffer.

Während der Fahrt saß sie steif, den Leib etwas vorgeschoben und dachte an nichts, nicht an das Kind, und nicht an das, was sie zu tun gesonnen war. Regen klatschte an die Fenster Scheiben, die Welt bot keinen Trost. War je einmal Frühling gewesen?

Endlich konnte sie aussteigen. Sie ging über die Straße zu einem kleinen, bescheidenen Gasthof. Ein junges Geschöpf geleitete sie eine Stiege hinan zu einem Zimmer. Sie legte Hut und Mantel ab und sah sich etwas um. Hier also soll es sein, dachte sie, dann ging sie zur Gaststube hinunter. Sie hatte Hunger und wollte etwas essen. Der Raum war leer, es war auch schon sehr spät. Sie setzte sich in eine vom Licht nur spärlich erhellte Ecke. Die Wirtin, eine Frau mit einem gutmütigen, roten Gesicht, bediente sie. Es war etwas Merkwürdiges in dem Blick der Frau, mit dem sie das Mädchen betrachtete.

Und als sie zu ihrem Manne hinter dem Schanktisch trat und einige Worte mit ihm flüsterte, sah auch der das Mädchen mit großen Augen an.

Margarete stand bald auf und verabschiedete sich. Sie sei müde und wolle schlafen.

Im Zimmer oben fiel sie schwer und breit in einen Stuhl. Sie legte die Hände in den Schoß, krümmte den Rücken und stierte zu Boden. Unbeweglich, den Kopf tief zwischen den Schultern saß sie. Einmal zuckte sie zusammen, sie glaubte ein Geräusch vor der Tür wahrgenommen zu haben. Sie lauschte, — doch





Dorf in der Rhön

H. Kistler

nichts war zu hören. Niemand störte sie, auch in ihrem Inneren sprach nichts. Kein Regen im Schoße, keine verlangende Bewegung.

Sie erhob sich, schritt zum Koffer, nahm die obenauffliegende Puppe heraus, sowie ein schmales Futteral, das sie auf den Tisch legte. Sie setzte sich wieder, die Puppe am Arme und strich mit zärtlich tastenden Fingerspitzen über sie von oben nach unten und wieder, von oben nach unten.

Als sie den Schnitt tat, schaute sie schräg zur Zimmerdecke empor. Sie spürte einen brennenden Schmerz und fühlte es heiß über ihr Handgelenk rinnen. Ihr aufwärtsgerichteter Blick traf die Stelle der Wand über der Tür, wo ein kleines Kreuzifix hing. Es war ein erschrockener, entsetzter Blick, dieser Blick auf das Kreuz. Eine große Schwäche befahl sie alsbald, ihre Knie öffneten sich und ihr Oberkörper sank in die Lehne des Stuhls zurück. Den langsam erlöschenden Blick auf das Kreuz geheftet, sprach sie überlaut „Vater Unser, der du bist in dem Himmel“, und wieder, immer nur diese Worte, hart und eilig, mit einem jäh erwachten, fanatischen Bekenntnisseifer. Dann aber glitt sie vom Stuhle.

Ein Klopfen an der Tür, und dann ein heftiges Rütteln an der Klinke, und da sie nicht aufging, warf sich jemand einige Male gegen sie bis sie aufsprang. Der Wirt und seine Frau standen draußen. Die Frau stieß einen Schreckensruf aus, der Mann aber stürzte sofort zu der am Boden liegenden Gestalt nieder. Er band ihr den Arm ab, so gut er es vermochte. Es wurde nicht viel gesprochen dabei, nur die Frau weinte leise. Dann gab es

ein eiliges Telefongespräch, Lichter brannten auf Gängen und Treppen. Türen standen offen. Dann dumpfe, hastige Schritte stiller erster Männer, das rote Kreuz auf dem Arme, die Treppe herauf, und dann wieder ein behutsames Treppabwärtssteigen mit einer gebahrten Last.

Im Operationssaale der Klinik war es für Sekunden totenstill. Vier Menschen, ein Sanitätsrat, ein Assistenzarzt und zwei Schwestern starrten auf den von grellem Licht bestrahlten Leib in der Mitte des Raumes. Der Sanitätsrat hatte soeben gesagt: Eine Bluttransfusion könnte sie noch retten. Das Wort stand im Raume, tönend wie der mitternächtliche, dröhnende Klang des nahen Domes, stand auf den Gesichtern, auf dem Gesicht der blassen, hageren Schwester, die erbarmungsvoll die Schultern hochzog, auf dem Gesicht der kleinen rundlichen Schwester, die den Blick zerknirscht auf dem hohen Leib der Selbstmörderin gesenkt hielt, auf dem Gesicht des Assistenzarztes, der bleich den Kopf hob und mit kehliger Stimme sprach: „Ich bin bereit.“ Der Sanitätsrat blickte erfreut und mit viel Wohlwollen in die entschlossene Miene des Assistenzarztes.

An dem Tage, an dem der erste Schnee fiel, trat Kurt Renken in das kleine Separatzimmer der Städtischen Klinik an Margareten Bett, schob einen Strauß roter Rosen in eine Vase, beugte sich zu der in tiefem Schläfe Liegenden nieder und flüsterte ihr ins Ohr: „Die Blumen, und noch viele Grüße dazu, senden dir meine Eltern, Margarete.“

Und mit leisen Schritten, ein Lächeln im Gesichte, das ein stilles Glück eingefangen hielt, entfernte er sich wieder.

# Von Einem, der wirklich Gold machen konnte

Von Franz Langheinrich

Es war einmal in einem Einödhof an der bayerischen Donau ein Bauernbub. Der hieß Maxl, und war ein rechtes, gar tapferes Bürscherl. Einmal sind dem Knecht seines Vaters, dem Odbauern Pettenkofer, die Gäule durchgegangen. Wild stoben sie dahin mit dem Wagen, darinnen der Maxl saß mit seiner Schwester. Die fiel vor Schreck in Ohnmacht. Dem Knecht kamen die Zügel aus den Händen, er schrie auf, jetzt sei seine letzte Stunde gekommen. Der Bub aber sprang auf die Deichsel, schwang sich zu den Pferden vor, ergriff die Zügel und brachte die rasenden Tiere mit seinen kleinen kräftigen Händen zum Stehen.

Als der Maxl 10 Jahre alt war, es war im Jahre 1828, kam er in die Residenz zum Onkel Franz Xaver Pettenkofer. Der war für den Max ein großmächtiger Herr. Er hatte schon einen Feldzug nach Rußland als Militärapotheker mitgemacht. Nun wohnte er im Königlichen Schloß und war Hof- und Leibapotheker des Königs Ludwigs I. Der kleine Max wohnte beim Onkel im Schloß und durfte lernen und studieren. Ach, wie sehnte er sich oft nach dem Hof in der Einöde. Aber er mußte nun selber ein Doktor werden, und ein Leibapotheker ist er auch geworden, und später ein mächtig berühmter Mann. Und die Leut nannten ihn Professor, und dann Präsident, und schließlich Seine Exzellenz, und schrieben seinen Namen: Max von Pettenkofer. Und goldene Orden aus aller Herren Länder hätte er sich anhängen können, wenn er gemocht hätte, und in Berlin hätten sie ihm zu gern ein großes Amt verliehen, und auch das Ausland wollte ihn haben. Aber er mochte nicht. Denn sein schönes Heimatland Bayern und seine Münchner Stadt und sein Häuserl am See waren ihm lieber als alle Herrlichkeiten der Welt und alle Paläste der Erde. Und mehr als alle Leckerbissen der Welt liebte er eine Schweinshaxn mit Kraut. Gar viele schöne Erfindungen hat er gemacht, der einstige Bauernbub, und große Entdeckungen zum Wohle seiner Mitmenschen. Bis hoch hinein in sein Greisenalter — er starb im Jahre 1901 — hat er sich um das Glück seiner Mitmenschen gesorgt.

Und einmal, und das will ich erzählen, weil immer wieder der Goldmacher-Trug auf-

lebt, hat der Pettenkofer auch Gold gemacht. Aber kein faules Maul- und Schwindelgold, sondern wirklich schönes, echtes, goldenes Gold. Vor dem Goldmacher aber hatte der junge Herr Doktor — der war er inzwischen geworden — schon ein paar andere Sachen aufgefunden, die ihm besser dünkten als Gold. In seiner Apotheke war er über medizinisch-wissenschaftlichen und chemischen Entdeckungen auf eine äußerst appetitliche Angelegenheit gekommen, auf einen köstlichen Extrakt aus Fleisch. Und weil das ihm und dem Freunde Justus Liebig, dem berühmten Chemiker, so gut dünkte, erfanden die beiden gleich eine Methode, die solchen Fleischextrakt auf unbestimmte Zeit haltbar machte. Was seit vielen Jahren in Milliarden von Töpfen und Töpfchen über den ganzen Erdball als amerikanischer Liebig'scher Fleischextrakt verbreitet wird, das ist nichts anderes als die Erfindung des jungen Münchner Apothekers Pettenkofer, die er damals nach seinem Freunde Liebig getauft hat. Hierauf lehrte er die Deutschen, wie sie guten Zement machen müssen, um die englische Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen. Dann stellte er zur Abwechslung einmal eine Lösung der Frage auf, über die regelmäßigen Abstände der Aequivalent-Zahlen der sogenannten einfachen Radikale. Diese Lösung wollte ihm niemand glauben. Aber fünfzig Jahre darauf ließ die Deutsche chemische Gesellschaft eine Goldene Medaille prägen und überreichte sie ihrem Ehrenmitglied, Seiner Exzellenz Max von Pettenkofer zum Danke für die Lösung, die der 29jährige Doktor einst gefunden hatte. Ein andermal hat Pettenkofer gelehrt, wie man Weingeist und Leuchtgas aus dem Holze heraudestilliert. Aus Wasser hat er salpêtres Ammoniak erzeugt, den Zahnärzten hat er die Kupferamalgame gereinigt, hat die pflanzliche Gerbsäure als Holzbindungsstoff erkannt und die Metalle für die Röhren der Trinkwasserleitungen bestimmt. Überall hin wurde er als Helfer, Berater, Retter berufen, sei es bei grassierenden Epidemien, bei allgemein wichtigen Ernährungs- und Versorgungsplänen, bei Rettung bedrohter Kultur- und Kunstdenkmale. Er war der Begründer der heute zu so hoher Bedeutung gelangten Sozial-Gesundheitspflege. Um die Richtigkeit seiner Lehre von der Bekämpfung der Cholera zu beweisen, trank er selber Cholera-Substanz, ohne zu erkranken. Ihm verdankt München die Schaffung der Mangelwasserleitung und der Schwammkanalisation, die 1860 begonnen, 1892 zur Vollendung kam. Er führte umfassende Ernährungsuntersuchungen durch und stellte sich als der erste große Sozial-Hygieniker in München an die Spitze der Mäßigkeitbewegung. Er errichtete Volksküchen und Suppenanstalten, sorgte für die Kostkinder und lenkte die Aufmerksamkeit der Behörden auf die Untersuchung der Wohnungsverhältnisse. Er verlangte den Ausbau der Schulen zu gesunden Aufenthaltsstätten.

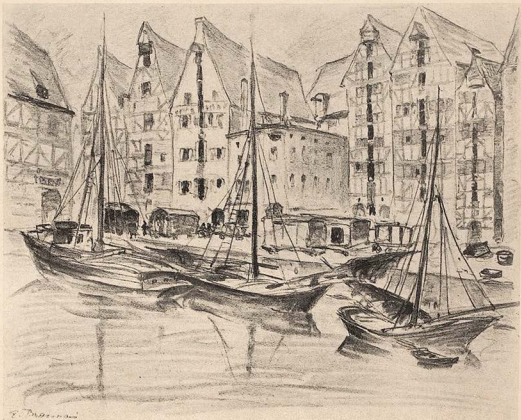
Er arbeitete der Rassenpolitik unserer Zeit vor und sagte, Sittlichkeit und Moral seien nicht nur ideale Güter im Hinblick auf ein künftiges Leben, sondern sehr wirkliche schon für diese Welt. Und er forderte zur Hygiene und Reinlichkeit noch ein drittes, ebenso edles, die Wohltätigkeit. Es war damals in Deutschland eine ungewöhnliche Erscheinung, daß ein Universitätsprofessor sich lehrend an die große Allgemeinheit wandle.

Das, wovon wir bisher erzählten, ist nur der kleinste Teil der unzählbaren Wohltaten, welche seine Mitwelt, welche wir Nachlebenden dem Bauernsohne aus der Od Lichtenheim bei Neuburg an der Donau drunt zu danken haben. Im Jahre 1845, der Doktor Pettenkofer war grad 27 Jahre alt, da hätte er die Bas gen heimgeführt, die Leni, die ihn vor fünf Jahren von der Bühne des Regensburger Stadttheaters herunter- und heimgeholt hatte. Durchgebrannt war er damals aus München, der Maxl, wegen einer Watschen, die ihm der temperamentsvolle Onkel ausgerechnet vor seinen jüngeren Lehrkameraden überreicht hatte. Und nun war der Maxl selber approbierter Apotheker geworden und Doktor med. und wollte mit der Bas Leni seinen Hausstand gründen. Aber nirgends konnte er eine Anstellung finden — der Herr Minister Abel hatte seine Eingaben einfach stillschweigend zu den Akten gelegt. Da bot sich dem Suchenden die Stelle eines Assistenden beim Hauptmünzamt mit einem Taggeld von einhundert Gulden. Schnell griff er zu. Und bald wußte man hier, wen man sich gewonnen hatte. Das aus den eingeschmolzenen Silberaltern erhaltene Gold war bis zu Pettenkofers Eintritt niemals als Feingold zu gewinnen gewesen. Immer war darin noch bis zu 3% Silber enthalten. Und keiner der praktischen Schelder hatte finden können, woran dies eigentlich lag. Auch in Frankreich hatten sich bedeutende Chemiker trotz langen Suchens vergeblich um die Lösung dieses Rätsels bemüht. Da wies Pettenkofer nach, daß die Sprödigkeit des Goldes von einem minimalen Platingehalt des anhaftenden Silbers herrühre. Und er fand auch sogleich eine Lösung dieses Übels durch die Methode, mittels sauren schwefelsauren Natrions den Einfluß des Platingehaltes auszuschneiden. So konnte er jährlich einige Kilo völlig reinen Goldes für den Staat gewinnen. Das ist die Geschichte vom Goldmacher Pettenkofer. Zu dieser unerwarteten Bereicherung der Chemie hatte ihn sein großer Lehrer und Freund Justus von Liebig herzlich beglückwünscht. Aber als Pettenkofer durch ein noch heute angewandtes, nach ihm benanntes geniales Verfahren die „blind und krank“ gewordenen und dem Verderben anheimfallenden Bilder alter großer Meister vor dem Untergang rettete, da hat ihn Liebig vor Freude und Rührung umarmt.

Weil es noch immer so war und bleiben wird, daß das Höchste und Schönste der Welt nicht das Gold ist.



Bolt



Königsberg

E. Brauneis

## Das Meer

Von Ziska Luise Dresler-Schember

Die Zuflucht aller Freien ist das Meer.  
 Ob Sturm aufbrüllt, ob Stille bleiern schwer,  
 der Himmel nur ist Gegenspiel und Spiegel,  
 Wind, Wolk' und Woge löst des Lebens Riegel.

Das Meer — es ist die Mutter vieler Helden.  
 Wem eng die Welt, der hegt sein Heimatland  
 im Herzen, hält am Steuer hart die Hand.  
 Selbst Feind und Fremdling muß die Ruhmtat melden,

wenn, fern dem Vaterland, ein Mann voll Mut  
 schweigend das Werk, dran wollt' sein Volk verzagen,  
 auf sich allein gestellt im Glauben tut.  
 Gott schuf den Kampf. Wer siegen will, muß schlagen!

# Wenn das kein Dusel ist

Eine nicht erfundene Geschichte von Richard Kühle

Als O'Stomy zur mitternächtlichen Stunde das Kasino verließ, fühlte er sich sehr erleichtert. Einestells durch den Croupier. Andernteils durch den Bruch mit Yvonne. Hauptsächlich aber, daß der absolute Null-Punkt glücklich erreicht worden war. Es blieb tatsächlich weiter nichts, als die kleine Formalität mit dem Schicksal. Sozusagen der Knall-Effekt.

Schon. Aus ist aus. Aber trotzdem: Der Teufel soll dieses Monte Carlo holen! Geistert einem monatelang als einziger Rettungsanker im Gehirn herum! Mund einem mit tausend Verlockungen vor, aus der letzten Hundert-Pfund-Note deren fünfzig zu machen! Und erinnert sich dann einfach nicht mehr! Im Gegenteile. Nimmt einem diese allerletzten hundert Pfund noch ab. Jetzt sieh nur zu, wie du weiterkommst.

Kolosall unsympathischer Mensch, dieser Croupier. Allerdings, Yvonne fand ihn reizend. Möglich, wenn man bei ihm gewinnt. Übrigens: Yvonne! War gar nicht nett von ihr, zu O'Stomy zu sagen, nachdem er sein letztes Pfund auf „Impair“ verloren hatte:

„Mein Lieber, das ist alles ganz schön und recht, aber zum Leben und zur Liebe gehört nun einmal Geld. Das hast du nicht mehr...“

Sie fand, daß man solche Sätze nicht lange zu Ende sprechen braucht. Sie gab ihm die Hand. Lächelte bezaubernd, vielleicht auch ermunternd — das konnte man bei Yvonne so genau nicht feststellen — jedenfalls ließ sie keinen Zweifel bestehen: Die Geschichte war aus.

O'Stomy war es egal. Es hatte ja sowieso alles keinen Sinn mehr. Stilgerecht war einzig und allein nur noch der Kasino-Park. O'Stomy wußte nicht genau, durch welche Türe man da hinauskam. Fragen konnte man nicht gut. Sonst hätte der Portier gleich ein paar Beamte hinter ihm hergehetzt. Das Kasino liebte in seinem nächtlichen Park keine Knallereien mit Pistolen. Also zog O'Stomy auf eigene Faust los und fand schließlich die richtige Tür.

Noch eine Stunde Galgenfrist? Zu was? Etwas, um die Mondnacht zu genießen? Oder um blödsinnige Betrachtungen über Wenn und Abers anzustellen? Nein! Dann schon gleich! Und O'Stomy zog seine kleine Waffe, setzte sie an die Schläfe, murmelte so irgend etwas wie „Gute Nacht“ und drückte ab.

Der Schuß peitschte durch die Stille. Alarmierte die Parkwächter des Kasino. Sie fanden O'Stomy zusammengesunken, regungslos neben einer Bank. Seine Taschen waren leer. Nicht mal ein Franc-Stück in der Weste.

Fatale Geschichte. Morgen würde es in der Zeitung stehen: Ein Vermögen am Roulette verloren! Der Ruinierte erschießt sich im Kasino-Park! Gewiß keine Reklame für das Kasino. Würde viel Staub aufwirbeln. Viele Kasino-Gäste abschrecken.

Aber das Kasino war auf solche unliebsamen Zwischenfälle vor-

bereitet. Die beiden Beamten stopften O'Stomy ein paar Tausend-Franc-Scheine in die Taschen. Nun mochte die Polizei kommen und den Toten untersuchen. Ein Selbstmord wegen Spielverluste kam nicht mehr in Frage. Bevor sich ein Mensch deswegen erschießt, versucht er erst mal in den letzten zehn Francs sein Glück. Und O'Stomy hatte ein paar tausend in der Tasche.

Die Beamten stürzten fort, den Leichenbeschauer, den Arzt und die Polizei zu alarmieren.

Fünf Minuten später schlug O'Stomy die Augen auf. Eine Minute brauchte er, um festzustellen, daß er eigentlich noch gar nicht tot war. Merkwürdig, er hatte sich doch in die Schläfe geschossen. Es klebte doch alles an seiner Stirne von Blut. Er kramte nach seinem Taschenspiegel und fand zu seiner sprachlosen Überraschung drei Tausend-Franc-Scheine. Wo kam denn dieses Geld auf einmal her?

O'Stomy stand sofort auf. Es ging tadellos. Reinigte sich vom Staub. Wischte das verkrustete Blut von der Schläfe. Besah sich die Geschichte im Spiegel und stellte fest, daß es ein harmloser Streifschuß war. Und wegen diesem bißchen Dings da war er dagelegen, wie eine richtige Leiche? Ohne Besinnung. Wie mausetot. Es war zum Lachen.

O'Stomy lachte auch. Aber mehr über das so geheimnisvoll in seinen Taschen aufgetauchte Geld. Es hätte ihn zwar lebhaft interessiert, wie es da hineingekommen war, aber seine Vermutungen erschienen ihm selbst so unwahrscheinlich, daß er beschloß, sich einfach mit der vollendeten Tatsache abzufinden. Eigentlich war der Croupier gar nicht so unsympathisch. Man könnte das ja einmal genauer feststellen. Man hatte doch dreitausend Francs in der Tasche. Also ging O'Stomy in den Roulette-Saal zurück und setzte an einem der teuren Tische das geheimnisvolle Geld auf „Rot“. Eigentlich hätte er einen Mumm auf „Schwarz“ gehabt, aber Yvonne hatte ihn erstaunt entdeckt und angesprochen:

„Da bist du ja! — Was ist denn mit dir los? Du bist ja ganz rot an der Stirne?“

Er lachte nur und hielt das Taschentuch vor. Yvonne sah das Geld, das er auf „Rot“ hinüberschob:

„Rouge? — Du bist verrückt!“

„Warum verrückt?“

„Siebenmal hintereinander war jetzt ‚rouge‘ da...“

„Meinst du lieber ‚schwarz‘?“ — zögerte O'Stomy und wollte die dreitausend Francs wieder auf „Schwarz“ hinüberschieben, aber der Croupier nälsete:

„Riens ne va plus!“

Rot gewann. Yvonne war außer sich. Zum achten Male „Rot“! Hat man so was schon erlebt? O'Stomy ließ seinen Gewinn und Einsatz stehen. Yvonne führte sich auf. Das war doch Wahnsinn! Wie konnte denn die kleine elfenbeinerne Kugel nach solcher Serie noch ein neuntes Mal auf „Rot“ fallen? Aber sie fiel. Sie fiel sogar noch ein zehntes und elftes Mal. O'Stomy besaß einundzwanzigttausend Francs. Da schob er das Geld auf „Schwarz“ hinüber. Yvonne explodierte:

„Nicht! — Auf ‚Rot‘ stehen lassen!“

Sie war auf einmal wie besessen von dem Gedanken, daß „Rot“ zum zwölften Male kommen müsse. Aber es kam „Schwarz“. O'Stomy ließ seine achtundvierzigtausend Francs unberührt. Jetzt sagte Yvonne nichts mehr. Sie traute sich nicht. Sie atmete nur tief und hörbar auf, als der Croupier zu den Achtundvierzigtausend dieselbe Summe hinzuzählte. O'Stomy dachte gar nicht daran, das Geld wegzunehmen. Aber der Croupier bedeutete ihm, daß das Maximum die Hälfte sei. O'Stomy kam dadurch zu spät zum Setzen. Das war sein Glück, sonst hätte er verloren. O'Stomy kam in Fahrt. Er verlor überhaupt nicht mehr. Es war gleichgültig, was er setzte. Doch er war bescheiden und balancierte nur zwischen „Rot“ und „Schwarz“. Das reichte vollends aus, die Bank in der Nacht zu sprengen.

Und während er mitten in der heftigsten Schlacht mit der Kasino-Bank stand und die kleine Yvonne mit rührender Liebe zu ihrem großen, braven O'Stomy zurückfand, suchten die Parkwächter, die Polizei und der Arzt vergeblich nach seiner Leiche.

Wenn das kein Dusel ist!



Gebirgssee

Holzschnitt von J. Lipp



Bauerngehöft

W. Dirnhöfer

## Frühlingslied

Duftig liegt im Busch der Lenz,  
Silbern rauscht der Bach zu Tale  
Und ich fülle meine Schale,  
Andachtsvoll mit Lethes Trank.

Sollt ich nicht vergessen können  
Wunden, die die Lieb geschlagen?  
Sollt ich nicht genesen können  
Von dem Leid, das ich getragen?

Horch! Schon tönt es aus dem Tal.  
Frühlingsglocken klingen leise,  
Und ich gehe auf die Reise,  
Unbeschwert von Schmerz und Qual.

Dora Friedrich

## Das Märchen vom Pastor und dem Löwen

Ein Pastor rannte einmal, so schnell er konnte, durch die Wüste. Er rannte deshalb so schnell er konnte durch die Wüste, weil hinter ihm her ein Löwe rannte, und der Löwe rannte auch, so schnell er konnte, und da ja Löwen bedeutend schneller rennen können als Pastoren, geschah es, daß der Löwe dem Pastor immer näher kam.

Aber das war es gerade, was der Pastor vermeiden wollte und weshalb er über-

haupt, so schnell er konnte, davon rannte. Als er nun sah, daß Löwen tatsächlich bedeutend schneller rennen können als Pastoren und er sich auf seine Beine nicht mehr unbedingt verlassen konnte, fing er an zu beten und hörte auch nicht mehr auf damit.

Aber den Löwen störte das nicht weiter. Wäre er kein Löwe gewesen, sondern ein Pastor, und wäre hinter ihm her ein Löwe gerannt, dann hätte er sicher auch gebe-

tet, aber das war ja nicht so, sondern er war ein Löwe und vor ihm her rannte der Pastor. Großmütig, wie Löwen nun einmal sind, ließ der Löwe den Pastor noch eine Weile rennen, dann tat er einen Sprung, packte den Pastor und fraß ihn auf.

Moral:

Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt.

Sebastian Grill

## DAS FAHRRAD

In feuchtföhlicher Stimmung verließen Herr W. Materialverwalter, mit seinem Direktor Herr K. in V. die Stätte ihrer gemeinsamen Zecherei. Keiner von beiden war ein Verächter des Bacchus. Beide huldigten dem Tropfen im Henkeltöpfchen und beide waren in wackeliger Stimmung, als sie den gemeinsamen Heimweg, spät nach Mitternacht antraten. Ihre gleiche Vorliebe zum Pimperl und ihre gleiche, momentane Schicksalgemeinschaft, hat sie näher gebracht als sonst der Anstand ihres beruflichen Abstandes es zuwege gebracht hätte. Nun war die Wohnstätte mindestens eine halbe Stunde vom Ort ihrer Zecherei entfernt und beide begaben sich so gut es ging und es ihre unsicheren Füße erlaubten auf den Heimweg. Zum Glück hatte Herr W. sein Fahrrad mit, das nun beiden gute Dienste machen sollte. Aber zu zweit das Rad gleichzeitig zu benutzen wäre zu eine riskierte Sache, wenn überhaupt durchführbar. Also beschlossen sie folgenden Plan: Jeder von beiden wird ein Stück des Weges das Fahrrad allein benutzen, wird dann absteigen und das Fahrrad in den linksseitigen Straßengraben ihrer Fahrtrichtung stellen und dann den Weg zu Fuß ein Stück fortsetzen. Der Nachkommende sucht den Straßengraben ab, bis er das Vehikel aufgefunden hat, besteigt dasselbe und fährt seinem Vordermann nach, bis er ihn eingeholt hat und überläßt das Fahrrad dem Eingeholten. Zuerst bestieg umständlich der Herr Direktor das Fahrrad und

nach einigen gefährlichen Versuchen gelang es ihm das Gleichgewicht zu halten. Vereinbarungsgemäß fuhren beide drauf los in die dunkle Nacht hinein, auf dem schlechten Weg, ohne Licht. Nun passierte es, daß Herr Direktor K. bei seinem unsicheren Fahren die rechte Straßenseite erreichte, abstieg, und das Fahrrad statt in den linken in den rechten Straßengraben der Fahrtrichtung ablegte. Der ahnungslos nachkommende Herr W. suchte angestrengt den linken Straßengraben ab, ohne das Fahrrad zu finden. In seinem Rausch kam er auf den Gedanken nicht, daß das Fahrrad in dem anderen Straßengraben liegen könnte. So wankte Herr W. auf schwarzen Füßen, den langen Weg nach Hause. Aber auch dem Herrn Direktor K. ging es nicht besser; denn vergebens wartete er auf das Fahrrad.

Am nächsten Tage beim ersten Zusammenreffen erkundigte sich Herr W. bei seinem etwas erklauten Herrn Direktor K. nach den Verbleib seines Fahrrades. Zuerst wollte dieser aufbrausen, aber als er das verdutzte Gesicht seines Materialverwalters sah, stiegen in ihm einige Bedenken auf. Herr Direktor K. hatte ja das Fahrrad auch nicht, es lag vielleicht noch immer im Straßengraben. Schnell machte sich Herr W. auf den Weg um das Fahrrad zu suchen, aber dasselbe war nicht mehr dort, es war verschwunden und ist auch bis auf den heutigen Tag nicht mehr zum Vorschein gekommen.

Rudolf Waldhaus, Voitsberg

## Liebe Jugend!

In unserem schönen alten Odenwald liegt unweit Amorbach die Wildenburg, die ich mir zum Ziel eines Ausflugs mit meinen Kindern gewählt hatte. Hier muß ich gleich ein bißchen ausführlicher werden, denn es ist mehr als eine gewöhnliche Ritterburg mit alten Mauern und Türmen, es ist ein herrliches Denkmal aus der Höhenstaufenzeit, köstlich in seiner Architektur und romantisch belebt in seiner Erinnerung. Hat doch kein Geringerer als Wolfram von Eschenbach dort in der Zeit um 1200 Aufenthalt genommen und manchen Vers seines Parzival dort geschrieben. Sogar der Name des Schlosses, ursprünglich Wildenberg, ist in dem Heldengedicht erwähnt, ja selbst die Gralsburg, Montsalvatsch, bedeutet nichts anderes als mont sauge, also Wildenberg. Erfrut und gehoben durch dies Erlebnis alter Vergangenheit waren wir im Begriff, die Burg zu verlassen, da kamen uns einige Wanderer entgegen, die gleich uns die Burg besuchen wollten. Ich glaubte es den Gesichtern anzusehen, daß diesen lieben Menschen wohl doch nicht so ganz bewußt war, auf welcher ehrwürdigem Boden sie standen und ich fühlte mich getrieben, durchdrungen von meinem stolzen Wissen um die Geschichte des Platzes, den freundlichen Leuten diese Kenntnis zu vermitteln. Gründlich fing ich mit dem alten Barbarossa an, sprach von Rittertum und romanischem Stil und sagte schließlich: „Aber besonders denkwürdig ist für uns, daß der berühmteste Dichter jener Zeit hier gewirkt hat“, worauf mir einer der treuerzigen Zuhörer ins Wort fiel und kopfnickend versicherte: „Ja, ja, ich weiß, der Götz von Berlichingen!“

Morgens und  
erst recht abends

# Chlorodont

**Klischees**

für Rotkammerarbeiten  
Kunst, Buchdruck  
& Beschriftungen

München  
**Klischee-Anstalt**

Kanalstr. 3 / Tel. 27667

## Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung  
eine besondere Note

**Graph. Kunstanstalt W. Schütz**  
München, Herrstr. 8-10, Tel. 20763

Bei quälendem

## Asthma

Quälender Überreizung, Luftüberfluß, brennende Brustschmerzen u. Atembeschwerden haben sich Dr. Bocher-Zigaretten auch in allen Fällen erfolgreich bewährt. Versuchen, unbedenkliche, fruchtbringende Heilmittel. Gebillt 7 exakter Zigaretten. Chant 10 mg, ausreißend. Versand, versorgt auch Fräulein die angrenzenden Gebiete. Im Herbst, 201.43 und 3.00 Zigaretten. Damit greifen von Patienten, jährlicher Gehalt. Siebenzigtausend Ärgernisse und große große. Schreiben Sie an Dr. Bocher GmbH. München 1418 B.

## Bauendecken

Kunststoffe, Füllung  
reine Dämmen,  
39.- RM. an  
W. KAISER,  
Nürnberg, Feilitzerstr. 35

Leb  
die  
„Jugend“

## Werbung

bringt Arbeit

ZUM TAG  
DER DEUTSCHEN KUNST 1937  
MÜNCHEN 16/18 JULI

Die Kunst soll nicht nur ein  
Konfekt für die Tafeln der  
Großen und Reichen sein, sie  
soll eine kraftvolle Speise für  
alle sein. Eine zweite Natur  
gleichsam, soll sie wie die  
Sonne ihren Glanz über Große  
und Kleine, über Arme und  
Reiche verbreiten.

Peter Cornelius



Katzenstudie



O. Malura

## Ehrlich herzlich, wie wär's

Es ist eine Freude zu hören, wenn einer eben so redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und dazu noch, unbekümmert eben so, wie es ihm gerade um's Herz ist. Mir aber sind dann alle gleich lieb, wenn sie nur das Herz ein klein wenig auf dem rechten Fleck haben. Das ist die Hauptsache. Ganz einfach ist das, man sollte meinen, jedem müßte es einleuchten, und es müßte so sein. Ja, ja, aber es ist nicht immer so, vielleicht ist es sogar ein Fehler, daß es nicht so ist. Schaden könnte es jedenfalls nicht, wenn man gleich einer staubfegenden Frühjahrsreinigung von Zeit zu Zeit sich einen Ruck gibt, und manche besorglichen Gepflogenheiten und Vorurteile ruhig mit dem Ellenbogen über die Tischkante abschiebt, daß man wieder einmal so recht herzlich und natürlich zusammenhockt und daß man sich ein wenig nachbarlich in die Augen glotzt ohne ein gewisses skeptisches Blinzeln, wie gute ehrliche Landsleute, die miteinander einen Schoppen trinken. Die, ohne daß sie auf etwas Besonderes hinauswollen, so über das und das reden in aller Gemütlichkeit, wie es so geht im Leben und in der Welt,

und was man so da und dort sieht und hört, und wie so das Wetter und die Zeit wird, und was es alles für Laut' gibt, und wie es solche und solche gibt, und was für wunderliche Ideen und Einbildungen oft die Leute haben, ja, und daß man selber eigentlich auch nicht viel anders ist und daß man ganz gern einiges freundlicher wäre zu seinem lieben Nächsten und daß man eigentlich recht froh wäre, es wäre so, und der liebe Nächste wäre auch so. Eben, daß halt alles ein bißchen herzlicher wäre, und daß man lieber miteinander ein wenig Fröhlichkeit hätte, als untereinander zu schimpfen und aneinander vorbeizulaufen, wie wenn das größte Unrecht dazwischen läge.

Aber immer noch besser, offen herausgesagt eine Meinung, als hinten herumgeklatscht, oder in falscher Höflichkeit „um des lieben Friedens willen“ feig sich um die Dinge herumgedrückt. Wenn man auch einmal gerade kein angenehmes Echo findet, und nur keine Angst vor einem Mißverständnis. Es vertut sich keiner etwas und keiner wird darum schief angesehen für alle Ewigkeit, falls er etwas zuviel gesagt hat, oder falls er sich nicht gerade zu wäherlich ausgedrückt hat. Wenn es

nur vom Herzen gekommen ist, und das ist freilich die Voraussetzung. Doch gerade da, meine ich, fehlt es mitunter an der echten Wärme des Gemütes und an der zupackenden Lebendigkeit eines gesunden Instinktes, und an der unverfärbaren Stärke des Bewußtseins einer unmittelbaren, natürlichen seelischen Haltung und Wertempfindung.

Das wird schon werden, es ist noch niemand gestorben, solange er noch gelebt hat. Aber von Herzen muß es kommen, dann geht es auch zu Herzen. Und schließlich hat auch einmal ein Herr von Berlinen gelebt, wer kennt den alten Schwaben nicht, das ist eine gute Zufucht, wenn es gar nicht mehr anders geht, und erspart manche unfruchtbare Diskussionen und schlaflose Nächte darüber und schafft zweifellos Klarheit, aber auch das muß von Herzen kommen, das erst recht, und im richtigen Augenblick. Das Herz findet aber den rechten Augenblick, oft besser, wie der bestgeschulte Diplomat, und wenn es wirklich von Herzen kommt, dann kommt es auch im rechten Augenblick, und geht auch zu Herzen.

Darum, immer 'raus mit der Sprach', ehrlich, herzlich!  
W. D.

## SÜDWIND

**Seltsamer Wind, der durch den Tag der Städte geht  
In dem die Menschen wie die Vagabunden einsam werden  
Und mit dem Atem fremder Erden  
Die bunte Ferne vor den Türen steht.**

**Du bringst die Zeit, daß Städte ihren Sinn verlieren,  
Wenn flüchtige Wolken über ihre Dächer wehen — —  
Daß junge Mädchen traumbefangen hinter Fenstern stehen  
Und alle Wege in das große Warten führen.**

Erich Heller

1937 / JUGEND Nr. 23 / 8. Juni 1937

Vierteljahrespreis RM. 7.— / Heft 60 Pfennig

Begründer: Dr. Georg Hirth. / Verantwortlich für Schriftleitung und Anzeigen: Karl Schilling, München. / Verlag: Karl Schilling-Verlag, München, Kanalstraße 8. / Druck: Graph. Kunstanstalt W. Schütz, München, Herrstr. 8-10, Tel. 20763. / Für Herausgabe und Schriftleitung in Österreich verantwortlich: Dr. Emerich Morawa i. Fa. Morawa & Co., Wien 1, Wollzeile 11. / Alle Rechte vorbehalten. / Nachdruck strengstens verboten. / Copyright by Karl Schilling-Verlag, München. / D.A. 1. Vj. S. 7: 470. Pfl. Nr. 3. / Manuskripte sind nur an die Schriftleitung der „JUGEND“, Karl Schilling-Verlag, München, Kanalstraße 8, zu richten. / Rücksendung erfolgt nur bei beigeliefertem Porto. / Abbestellungen nur 4 Wochen vor Quartalsende.

## Lakonisch

Dem kleinen Fritz ist eingeschärft worden, nicht mit vollem Munde zu reden. Als er darauf etwas gefragt wird, schüttelt er nach kurzem Zögern den Kopf und sagt: „Besetzt!“

## Ein gemachter Mann

„Seit du das große Los gewonnen hast, tust du wohl gar nichts mehr?“  
„Oho! Bis drei schlafe ich, von drei bis fünf protze ich, und von fünf bis sieben bedauere ich meine armen Verwandten!“

## Der liebenswürdige Amtsrichter

Eine verspätete Jungfrau, die schon dreißig Lenze zählte, mußte in einem sensationellen Klatschprozeß als Zeugin vor Gericht. Der Zuhörerraum war überfüllt. Schauernd erwartete die Zeugin den Moment, wo sie vor den Richterichtherrn gerufen und gewiß nach ihrem Alter gefragt werden würde. Sie hatte in ihren Freundeskreisen niemals mehr als 24 zugestanden und nun sollte sie vor Weiblein und Männlein unter Eid die 30jährige Wahrheit bekennen.

„Wie alt?“ fragte der Richter.

„24!“ rief sie mit dem Mut der Verzweiflung. Der Richter stutzte, denn sie kam ihm gar nicht mehr so frühlingmäßig vor...

„Réaumur oder Celsius?“ fragte er lächelnd.  
„Réaumur!“ lispelte sie erötend.  
„Dann stimm's“ sagte er, sich liebenswürdig vor ihr verbeugend.

## Veränderlich

„Mein Mann ist wie der Mond.“ —

„Wieso?“

„Einmal nimmt er ab, einmal nimmt er zu, einmal ist er voll.“



Scherenschnitt von Julie Hahn

## Wahres Geschichtchen

In einem städtischen Heimgarten an der Peripherie ist ein „Mietgärtler“ mit dem Bau eines Sommerhäuschens beschäftigt, die Aufführung einer soliden Grundmauer erzeugt viel Schweiß und Durst. Ein Zuschauer: „Dös siecht ma do glei, daß Sie a Maurer san, Herr Nachbar!“

Feuchten Blicks sieht der den Mann an und sagt stolz: „Geln's, dös kennas halt an der Arbeit!“

„Naa, aber an die Maßkrügg!“

## Der Ring

Sie gab ihm den Ring zurück, den Ring mit dem kleinen, bescheidenen Brillanten. „Ich mag dich nicht mehr. Ich habe jemand gefunden, dessen Liebe größer ist als deine. Dann ging sie. Sie trug seit gestern einen Ring mit zwei Brillanten.“

## AUSLANDS - WITZE

### Glückseligkeit

Die philosophisch veranlagte Gerda: „Wie stellst du dir die Höhe der Glückseligkeit vor?“

Die hübsche Wanda: „Meiner muß mindestens einsachtzig groß sein.“

### Die Geschichte eines Streites

Ein Rechtsanwalt wurde zu einem Diner eingeladen und bei dieser Gelegenheit von seinem Gastgeber über allerlei juristische Fragen ausgehört. Hierfür sandte er ihm am nächsten Tage eine Rechnung. Der empörte Gastgeber nahm den Kampf auf, indem er seinerseits dem Rechtsanwalt eine Rechnung über das verzehrte Diner und die guten Weine schickte. Doch der Rechtsanwalt brachte ihn durch Androhung einer Klage wegen Verkaufs von Weinen ohne Konzession zum Schweigen.

### Vorsicht!

Franz: „Mutti, darf ich auf die Straße gehen?“ Paul sagt, es wär' ein Komet zu sehen.“

Mutter: „Meinetwegen! Geh' aber nicht so' nah herant!“

„Na, mein Sohn, hast du in der Schule einen guten Platz bekommen?“

„Ja, Vati, ich sitze am Fenster und kann den ganzen Sportplatz überblicken!“

## DIE DOPPELTE VENUS

Erlaucht von W. H. Dammann

Die Beppi ist ein blitzsauberes Mädel und sehr solid — selbstverständlich. Deshalb geht sie Samstags nur gelegentlich aus. Solch eine Gelegenheit hat heute, weil der Dingler Franz von der Tankstelle an der Ecke schräg gegenüber ein besonderes Trinkgeld bekommen und zudem keinen Nachtdienst hatte. Also stiegen der Franz und die Beppi in ein Kabarett — warum auch nicht? ...

Und das war alles sehr unterhaltsam. Zwar fand Beppi, daß Franz's Augen immer dann auf Tiefenschärfe eingestellt wurden, wenn die Spitzentänzerin mit der großen Zehe die Stirn berührte, aber Beppi kam nicht recht dazu, ihre Mißbilligung auszusprechen, denn um diese Tänzerin war auch ein Partner, ein — nun, eben ein Tänzer, der die Beppi zu stillen Wünschen zwang, und darin lag des Franz's Sicherung. Soweit waren die Interessenssphären harmonisch ausgeglichen.

Dann kam die Glanznummer des Abends: Charles und Charlotta, die hellschönen Trancewunder, leuchteten in die Geheimnisse ihrer Opfer.

„Charlotta sagt Ihnen, meine Damen und

Herren, sämtliche Karten voraus, die Sie jetzt nach Belieben bei mir ziehen können. Charlotta sagt Ihnen aber auch, was die gezogene Karte für Sie bedeutet, in welchem Monat Sie geboren sind, welche

Eigenschaften Sie haben, wann Sie heiraten und wann Sie Vater oder Mu... — aber das Weitere soll der natürlichen Entwicklung überlassen bleiben...“

Beppi und Franz träumten noch auf den Spuren der Pointe, als Charles schon vor Beppi stand und ihr die Karten hinhalt: „Darf ich bitten, gnädiges Fräulein!“

Beppi hörte das „gnädige Fräulein“ und sah die elegante Verbeugung (armer Franz!). Charlottas Ruf: „Herz-Dame wird gezogen!“ drang zu Beppi wie aus Weltenferne, aber die Karte hielt sie schon in der Hand. „Jo, gibst'n des aal!“ staunte Franz noch, da trompetete Charlotta bereits mit monotoner Stimme in den Raum: „Die Dame ist sehr materialistisch in ihren Freundschaften, sie ist im Mai geboren und eine doppelte Venus.“

Beppi wurde blaß. Als nun aber helles Gelächter rundum wurde, da fand sie sich wieder und giftete gegen die Diagnose ihres Innersten: „Des stimmt fei b'stimmt nit!“ Aber Franz meinte seelenruhig: „Des vom Materialismus — jo mei, mi loßt zahl'n, und zweg'n dera doppelten Venus — des wer'n ma nachat scho sehng!“ ...



O. Maluta